

Die Sonntagspost

Illustriertes Unterhaltungsblatt zur Dortmunder Zeitung

Nr. 50

Sonntag

9.

Dezbr.

1906

Drei Menschenleben.

Kriminalnovelle von Dr. L. Lange,
Geh. Kriminalrat.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Der Herr Kriminalkommissar hat ganz Recht“, fiel Norbert Walldorf ein. „Unser Interesse ist es in erster Linie, um das es sich hier handelt. Die Hälfte meiner noch übrigen Tage gebe ich darum, wenn ich denjenigen entdecken könnte, der in so heimtückischer Weise die Freude meines Lebens vernichtet hat!“

Wieder flog von Max jener schwer zu enträtselnde Blick zu dem älteren Bruder hinüber, ohne daß eine Antwort erfolgte.

„Ich meine, Du mußt ähnlich fühlen wie ich!“, fuhr Norbert fort.

„Auch Du hast sie geliebt. Sie war der Sonnenschein unseres Hauses — und dieser Sonnenschein ist verschwunden!“ Er senkte tief auf und Tränen traten in seine ehrlichen blauen Augen. „Du hast sie doch auch lieb gehabt, Max, es war ja gar nicht anders möglich, als sie lieb zu haben, so jung und so schön und so gut!“

Er deckte die Augen mit der Hand, er sah nicht, was mir nicht entging, daß flüchtig nur ein Moment lang, ein unsäglich bitteres Lächeln um die Lippen des jüngeren Bruders spielte.

„Ich werde Ihnen zur Seite stehen“, sprach Norbert nach einer Pause, „so viel ich es vermag, und ich bin überzeugt, daß auch mein Bruder nicht ruhen wird, bis der Mörder ermittelt ist. Willst Du mir Dein Wort darauf geben, Max?“

„Ich werde dem Herrn Kriminalkommissar jede ihm nötige Auskunft geben, sobald ich es vermag“, sagte letzterer langsam und schwer atmend. „Aber ich stehe noch zu sehr unter dem Banne des Ereignisses, um jetzt von irgendwelchem Nutzen sein zu können. Ich werde mir erlauben, Sie zu benachrichtigen, Herr Kriminalkommissar, sobald ich mich genügend erholt haben werde. Inzwischen bitte ich, mich zu entschuldigen.“

Mit leichtem Gruß verließ er das Zimmer, ehe ich eine Einwendung erheben konnte, die allem Anschein nach auch fruchtlos geblieben wäre. Norbert sah ihm etwas befremdet nach, faßte sich jedoch sogleich wieder.

„Sie müssen sein eigentümliches Wesen entschuldigen“, sagte er dann zu mir gewandt. „Er war immer ein wenig anders als andere Menschen, und jetzt scheint das erschütternde Ereignis ihn noch seltsamer gemacht zu haben, als er früher war. Er hat sie eben auch sehr lieb gehabt, die arme Therese — es konnte ja auch nicht anders sein, wer sie kannte, mußte sie lieb haben!“

„Ich glaube es gern“, antwortete ich. „Um so auffallender erscheint es, daß man zu einem so entsetzlichen Mittel griff, um die arme junge Frau zu beseitigen. Haben Sie keine Ahnung, wo der Täter zu suchen sei?“

„Nicht die entfernteste!“

„Ihre Frau Gemahlin hatte keine Feinde?“

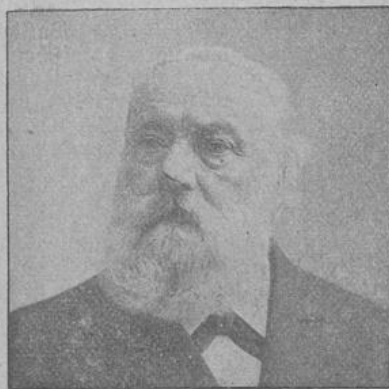
„Weiderinnen wohl genug unter den hiesigen Damen, die sie durch ihre Toiletten und mehr noch durch ihre Schönheit in den Schatten stellte. Aber deswegen mordet man doch niemanden!“

„Heutzutage schwerlich. Sonst hatte Ihre Frau Gemahlin keine Feinde? Auch keine abgewiesenen Liebhaber?“

„Daß man ihr den Hof machte, ist nur natürlich, um so natürlicher, wenn man den Altersunterschied zwischen ihr und mir bedenkt. Allein, darauf möchte ich schwören, daß sie nie einen derer, die sich um ihre Gunst bewarben, in einer Weise ermutigt hat, welche ernste Hoffnungen in ihm zu erwecken geeignet gewesen wäre. Ich kann dennoch auch kaum glauben, daß der Mörder nach dieser Richtung hin zu suchen wäre.“

„Wie ist es mit dem Dienstpersonal?“

„Auch da erscheint jeder Verdacht ausgeschlossen. Martin, mein alter Diener, schon seit länger als dreißig Jahren bei mir, brachte meine junge Gattin anfangs keine sonderliche Sympathie entgegen, es mochte sich wohl so etwas wie Eifersucht in ihm regen. Sie wissen ja, so alte und treue Diensthoten rechnen sich zur Familie und man läßt sie gewähren. Aber auch er



Sanitätsrat Dr. Schmidt, Hagen (S. 400)

konnte ihrer Liebenswürdigkeit nicht lange Widerstand leisten; als sie einige Monate im Hause war, wäre er für sie durch das Feuer gegangen, wie man zu sagen pflegt. Ebenso unser Stubenmädchen, ein junges Ding, das auch meiner Frau bei der Toilette behilflich war, und oft kleine Geschenke von ihr bekam. Unsere alte Köchin, war die Einzige, die sich nicht recht an meine Frau gewöhnen konnte. Das war auch nur natürlich, denn die alte Johanna hatte bis dahin allein das Zepter im Hause geführt; ich war von meinem Geschäft zu sehr in Anspruch genommen, um mich um häusliche Angelegenheiten kümmern zu können. Nun nahm eine Fremde ihr die Zügel aus der

Hand — da ist es nicht zu verwundern, daß die alte Johanna dieser keine sonderliche Sympathie entgegenbrachte, ihr vielmehr eine Art passiven Widerstandes leistete, der, mit Zähigkeit durchgeführt, meine Frau schließlich ermüdete, so daß sie von ihrem anfänglichen Eifer in der Führung des Hauswesens immer mehr abließ und sich schließlich fast gar nicht mehr um dasselbe kümmerte. Es geschah dies auf meinen Rat“, setzte er entschuldigend hinzu, „ich wollte Ruhe haben statt der unablässigen Klagen und auch meiner Frau den stetigen Ärger ersparen. Das Verhältnis wurde denn auch ein immer friedlicheres.“

„So daß auch nach dieser Seite hin kein Verdacht zu hegen wäre?“

„Er wäre geradezu absurd! Niemand, der die alte Johanna kennt, wird sie einer solchen Tat für fähig halten!“

„Wäre es möglich, daß überhaupt kein Mord, sondern nur ein leider von den tragischen Folgen begleitetes Versehen vorliegt?“

„Wie soll jemand aus Versehen eine solche Portion Arsenik in den Kaffee meiner Frau schütten?“

„Nehmen Sie Streuzucker zum Kaffee?“

„Nein, stets Stückzucker!“

„Wer hat den Kaffee bereitet?“

„Die Köchin natürlich!“

„War von der Zeit an, in welcher der Kaffee serviert wurde, bis zu derjenigen, in welcher er zum Genuß gelangte, jemand Fremdes im Zimmer?“

„Nein. Dies müßte mir mitgeteilt worden sein.“

„Wie lange währte diese Zeit?“

„Höchstens fünf bis sechs Minuten.“

„Betraten Sie das Zimmer, in dem der Kaffee stand, zuerst oder Ihre Frau Gemahlin?“

„Meine Frau. Ich war gerade noch beschäftigt, mich zu rasieren, als sie aus dem Speisezimmer in mein Schlafzimmer trat und mich bat, zu kommen, da der Kaffee sonst kalt werde.“

„Nun noch eine Frage: Halten Sie es für möglich, daß Ihre Frau Gemahlin einen Selbstmord begangen habe?“

„Das ist ganz und gar ausgeschlossen. Erstens lag zu einem solchen keinerlei Grund vor, nicht einmal die Spur eines solchen, und zweitens schließt die heitere Stimmung, in der sie sich befand, als sie mich zum Kaffee holte, den Gedanken an Selbstmord absolut aus.“

Ich ging auf dieses Thema nicht näher ein, sondern erbat mir die Erlaubnis, die Diensthoten zu inquirieren.

Das Resultat war ein negatives nach zwei Seiten hin: daß sie weder direkt die Tat begangen hatten, noch auch irgendwie an derselben beteiligt waren, lag bald klar auf der Hand, und ebenso, daß sie nicht wußten, wer der Täter sei. Nach anfänglicher Zurückhaltung, die ich nur durch das in sehr bestimmter Weise gestellte Verlangen, vollen Aufschluß zu erlangen, über-

winden konnte, äußerten sie sich, wenn auch störend, so doch klar und sagten, was sie wußten, nur die alte Johanna schien mir mit Rücksicht auf ihren Herrn, den ich nicht gut von dem Verhör ausschließen konnte, noch mit etwas hinter dem Berge zu halten. Ich nahm mir vor, demnächst sie unter vier Augen noch einmal zu befragen.

Ebenso erfolglos war eine Anfrage bei dem Apotheker, wer bei ihm im Zeitraum der letzten Monate Arsenik geholt habe. Die wenigen vorhandenen Giftscheine datierten ziemlich weit zurück und waren fast ausschließlich für Landleute ausgestellt, welche des Giftes als Mittel zur Vertilgung der Feldmäuse bedurften. Undenkbar sei es nicht, meinte er, als ich ihn etwas in die Enge zu treiben begann, daß sein Provisor, der in der letzten Zeit oft recht zerstreut gewesen sei, einen Giftschein in das für diese bestimmte Fach zu legen vergessen habe.

„Vielleicht hat er auch Arsenik ohne Giftschein verabfolgt?“

„Das glaube ich allerdings nicht, denn er war ein sehr gewisserhafter Mann, bis auf . . .“

„Seine Morphinomanie?“

„Sie wissen?“

„Es ist doch ja hier kein Geheimnis. Aber ich möchte Sie, da leider über den Modus der Giftabgabe nur Vermutungen möglich sind, für die es an jedem Anhalt fehlt, um eine andere Auskunft erjuchen. In welchem Verhältnis stand Ihr Provisor zu Frau Walldorf?“

Der gute Apotheker kam in Verlegenheit, als ich ihm diese Frage so geradezu stellte.

„Man sagt allerdings“, fing er an, „daß Herr Neubert . . .“

„Pardon, wenn ich Sie unterbreche. Mit dem, was man sagt, ist mir wenig gedient; ich möchte Sie bitten, mir mitzuteilen, was Sie aus eigener Wahrnehmung hierüber bekunden können.“

„Muß ich das? Es handelt sich doch um einen Toten!“

„In erster Linie um die Aufklärung des Mordes, um die Ermittlung des Verbrechers. Um diese bewerkstelligen zu können, muß ich volle Klarheit über alles haben, was damit in Verbindung steht. Ich bitte also wiederholt, mir alles zu sagen, was Sie aus eigener Wahrnehmung wissen.“

Der Apotheker schwieg einen Moment und sah mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. „Herr Neubert hatte eine heftige Leidenschaft für Frau Walldorf gehabt!“

„Ah! Wurde dieselbe erwidert?“

„Sie war stets sehr freundlich und lebenswürdig gegen ihn, und es kamen bisweilen, wenn Herr Norbert Walldorf entweder nicht anwesend war, oder nicht auf sie achtete, Vertraulichkeiten zwischen ihnen vor, besonders bei dem gemeinschaftlichen Mustizieren, die allerdings auf einen intimen Charakter des zwischen beiden bestehenden Verhältnisses schließen lassen mußten. Ich nahm, als ich einmal eine solche beobachtet hatte, Herrn Neubert mir vor und sagte ihm, daß ich, so ungern ich an ihm eine geschätzte und schon seit mehreren Jahren in meiner Apotheke tätige Kraft verlieren würde, ich mich doch genötigt sehe, ihm zu kündigen, wenn er nicht seine Beziehungen zu der schönen Frau so weit einschränke, daß niemand Anlaß finde, sich über dieselben aufzuhalten. Er erschrak heftig. „Ich schwöre Ihnen“, rief er, „daß zwischen uns nichts vorgefallen ist, was wir uns vorzuwerfen hätten. Es ist wahr, daß ich Therese Walldorf liebe, ich will es Ihnen gegenüber nicht leugnen. Sie aber — sie ist gütig und freundlich gegen mich,

aber sie erwidert meine Liebe nicht!“ Auf meine Erwiderung, daß es ihre Pflicht sei, ihre Liebe ihrem Gatten zuzuwenden, hatte er nur ein bitteres Lachen, das mich in hohem Grade befremdete.“

„Ein Lachen des Hohnes?“

„Fast klang es so.“

„Das würde darauf deuten, daß Frau Walldorf ihrem Gatten nicht die Gefühle entgegengebracht habe, welche jedermann, auch er selbst, bei ihr voraussetzte.“

„Daß er dies tat und noch tut, ist leicht erklärlich. Sie begegnete ihm stets mit einer an das Bärtliche grenzenden Freundlichkeit, die ihn ganz glücklich machte, ihr aber nicht von Herzen kam.“

„Haben Sie für diese Ansicht noch weitere Unterstützungspunkte?“

„Direkte Anhaltspunkte gerade nicht, wohl aber Beobachtungen, die mich in meiner Meinung bestärken. Als und zu einmal, wenn er sich besonders liebevoll zu ihr wandte, überraschte ich bei ihr einen Blick, eine Miene der Ungeduld, die zwar äußerst rasch wieder verschwanden, aber nicht rasch genug, um nicht einen Schluß auf die momentane Seelenstimmung der jungen Frau zu gestatten.“

„Sie sind ein scharfer Beobachter, Herr Apotheker!“

Er verbogte sich geschmeichelt.

„Wenn nun“, fuhr ich fort, „Frau Walldorf ihrem Gatten keine Liebe entgegenbrachte, so wäre bei ihrer Jugend wahrscheinlich, daß ihr Herz sich einem anderen zuwandte. Mutmaßen Sie, wer dies gewesen sein könnte?“

„Man sprach da allerhand Vermutungen aus — ich teile keine derselben. Daß ihr Verhältnis zu Neubert, meinem Provisor, kein solches war, wie böse Zungen behaupteten, sagte ich schon. Man nannte ferner den Doktor Barlow — daß er sich mit der jungen schönen Frau gern unterhielt, ist wohl richtig, allein das ist auch alles, und wenn man jeden, der an solcher Unterhaltung Vergnügen gefunden, eines unerlaubten Verkehrs mit Frau Walldorf verdächtigen wollte, so würden wenige in unserem Städtchen verschont bleiben — ich auch nicht. Nein, mit Dr. Barlow ist es so wenig etwas, wie mit den Anderen, die man da genannt hat.“

„Auch nicht mit Herrn Max Walldorf?“

„Ueber die Beziehungen zwischen ihm und seiner Schwägerin kann ich leider keine Auskunft geben, sie sind mir selbst unklar. Max Walldorf ist ein verschlossener, wohl selten und dann nur seinem Bruder gegenüber aus sich herausgehender Charakter, daß er bei der Hochzeit desselben fehlte und noch so lange Zeit nach derselben wegblich, mußte natürlich zu den abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß geben. Aber sie verstimmen allmählich, als er zurückgekehrt war und seine Art und Weise, mit seiner Schwägerin zu verkehren sich durch absolute Korrektheit auszeichnete. Und trotzdem . . .“

„Trotzdem?“

„Es sind wieder nur einzelne Beobachtungen, die ich Ihnen da mitteilen kann.“

„Die aber vielleicht für mich sehr wertvoll sind und die ich mir daher nicht vorzuhalten bitte.“

„Er warf manchmal recht eigentümliche Blicke auf sie, dann besonders, wenn sie sich mit anderen lebhaft unterhielt — man konnte fast glauben, er sei für seinen Bruder eifersüchtig!“

„Eine Annahme, die durchaus nicht der Wahrscheinlichkeit entbehrt! Und wie benahm sie sich ihm gegenüber?“

„Meistens streng korrekt!“

„Nur meistens?“

„Bisweilen trat sie ihm fast feindlich gegenüber, es machte mir den Eindruck, als hätte es einen Streit zwischen ihnen gegeben, und sie sei nicht im Stande, die insolge-

dessen in ihr entstandene gereizte Stimmung zu beherrschen.“

„Und deswegen sollen sie sich auch wohl gestritten haben?“

„Er mag ihr wohl Vorwürfe gemacht haben wegen ihres manchmal sofort zu nehmenden Benehmens!“

„Das wird es sein. Sie haben jedenfalls auch beobachtet, welchen Eindruck dieses Benehmen auf Herrn Neubert machte?“

„Er war, wenn ihm Gelegenheit geboten wurde, daselbe zu beobachten, stets sehr düster gestimmt und nahm dann seine Zuflucht zum Morphinium.“

„Nun eine Frage, über die ich recht reiflich nachzudenken bitte: „Hatten Sie es für möglich, daß Neubert, unter dem Einfluß des Morphiniums stehend, in einem Anfall von Eifersucht Frau Walldorf vergiftet habe?“

Er schwieg und eine leichte Blässe markierte sich in seinen Zügen.

„Es fällt mir schwer, auf diese Frage zu antworten“, sagte er endlich, „und jemanden, der sie aus müßiger Neugier an mich stellte, würde ich sicher die Antwort verweigern. Sie, Herr Kriminalkommissar, sind berechtigt, auch diese Frage an mich zu richten, und ich bin verpflichtet, sie zu beantworten. Nun wohl: Ich halte dies nicht allein für möglich, sondern ich glaube sogar, daß es geschehen ist!“

„Welche Gründe sprechen dafür?“

„Neubert besaß unter anderen Talenten auch das, recht hübsche Gedichte zu machen. Nach seinem Tode mußte ich seinen Nachlaß ordnen; ich war von dem Herrn Bürgermeister damit beauftragt worden. Unter seinen Papieren fand ich auch ein Gedicht, in welchem er die von ihm Geliebte beschwört, mit ihm in den Tod zu gehen, und für den Fall, daß sie sich weigere, ihr droht, erst sie und dann sich um das Leben zu bringen.“

„Dieses Gedicht kommt allerdings fast einem Eingeständnis seiner Schuld gleich. Wann mag es entstanden sein?“

„Es trägt das Datum des Tages, an welchem er geschieden, den 14. November.“

„Also erst in den letzten Tagen vor der Katastrophe. Sind Sie noch im Besitz des Gedichtes?“

„Ich hielt mich nicht für berechtigt, es an mich zu nehmen; es befindet sich in seinem bei dem Depositant des Magistrats eingelieferten Nachlaß.“

„Gut, von da kann ich es leicht erhalten. Ist es dieses Gedicht allein, auf das sich Ihre Ansicht gründet, oder haben Sie noch weitere Beweise?“

„Sein verstörtes Benehmen, nachdem er den Tod der Frau Walldorf erfahren hatte, würde auch ohne die Annahme eines Verbrechens von seiner Seite durch seine Liebe zu ihr sich erklären. Aber ein anderer Umstand bestärkt mich in meiner Annahme. Ungefähr eine Viertelstunde, ehe das Stubenmädchen der Frau Walldorf mit der Nachricht heruntergestürzt kam, daß Frau Walldorf schwer krank geworden sei, und sie rasch Dr. Barlow holen solle, sah ich, nach dem Laboratorium gehend, wo ich Neubert vermutete, um ihn etwas zu fragen, denselben langsam die Treppe herunterkommen, die zu Walldorfs Wohnung führt. Er war leichenblass und mußte sich am Geländer halten, um nicht zu fallen. Als ich ihn anrief, schrak er zusammen und faßte das Geländer noch fester. Er stammelte einige unverständliche Worte. Ich riet ihm, sich zu Bett zu legen, da er augenscheinlich krank sei. Er ging dann auch nach seinem Zimmer. Ich wollte eben nach ihm sehen, als die Marmornachricht von oben kam. Da Dr. Barlow auf das Land gefahren sein konnte, eilte ich hinaus, um eventuell Beistand leisten zu können; etwas medizinische Kenntnisse habe ich mir ja auch

erworben. Als ich dann wieder herunterkam und in Neuberts Zimmer ging, fand ich ihn als Leiche — er hatte, wie der aus seinem Munde aufsteigende Blausäuregeruch bewies, Cyanfali genommen, jedenfalls aus Verzweiflung über seine rasche Tat.“ (Schluß folgt.)

Das Kleinod.

Novellette nach dem Schwedischen von Hans Günther.

(Nachdruck verboten.)

Sie stand vor dem schlechten kleinen Spiegel und betrachtete sich prüfend.

„Ich sehe doch gar zu traurig aus“, sagte sie halblaut zu sich selbst, „in meinem vertragenen schmucklosen Kleide. Doch was tun? Ich habe ja kein anderes, und überdies — wer kümmert sich um mich? Ich bin ja nur da, um auf dem Kinderball zum Tanz aufzuspielen, eine unbekannte Pianistin. Doch“, und sie blickte wiederum in den Spiegel, „Frau Gerb mag die dunkle Kleidung nicht, ich muß wohl wenigstens meine helle Bluse anziehen oder etwas heraussuchen, was das schwarze Kleid ein wenig hebt.“

Sie zog ein Schubfach auf und suchte. Plötzlich flog ein schwaches Rot über ihre blassen Wangen, sie hielt eine antike Brosche in der Hand und betrachtete sie prüfend. Es war ein kleines Kunstwerk in Rokoko, mit einer großen, kostbaren Perle darin.

Sie hielt den Schmuck an das Kleid.

Und zaudernd befestigte sie mit wehmütigem Lächeln das letzte Familienkleinod an ihrem Halse und nahm dann rasch den alten Regenmantel um, als befürchte sie, ihren Entschluß noch zu ändern.

In den strahlend hellen Räumen des Gutsbesizers Gerb waren die jungen Gäste bereits versammelt und standen in Gruppen schwägend und lachend beisammen. Frau Gerb ging Alara Barmut majestätisch entgegen und begrüßte sie herablassend, um sie dann sich selbst zu überlassen.

Der Flügel stand in einer Ecke des großen Saales, hinter dichten Blattpflanzen halb verborgen. Alara setzte sich davor und wartete auf den Beginn des Tanzes. Man feierte mit diesem Kinderball den zwölften Geburtstag der einzigen Tochter des Hauses und hatte Alara gebeten, an diesem Ehrentage ihrer kleinen Schülerin die Tanzmusik zu übernehmen. Sie hatte es getan, denn sie freute sich auch an dem Glück der Kinder, und außerdem mußte sie ja auch schwer genug um ihren Unterhalt kämpfen. Nichts anderes hatten ihre Eltern ihr hinterlassen als den guten alten Namen, ganz einsam stand sie in der Welt, und die Konkurrenz war so groß, daß jedes Honorar ihr willkommen sein mußte. Nie hätte sie es in ihrer Kindheit geahnt, daß es je so mit ihr kommen könnte; doch als die Mutter so lange krank lag und der Vater nach einem Sturz vom Pferde ins Hospital gebracht wurde, da lernte sie erst erfahren, was bittere Not bedeutet. Sie mußte arbei-

ten. Die geringe Nachlassenschaft ihrer Eltern hatte sie für ihre Studien verwandt. Nun bewohnte sie seit sieben Jahren ein kleines, ärmlich ausgestattetes Zimmer im Vororte und hatte von ihren Eltern keine anderen Erinnerungszeichen als ihre Bilder und diesen Familienschmuck. Oft genug war sie versucht gewesen, sich von ihm zu trennen; doch immer wieder hatte sie es überwunden; es war ihr, als wäre diese alte Brosche das einzige Band, das sie noch an ihr vergangenes Glück fesselte, und als dürfe sie es niemals hergeben.

Während sie nun hier am Flügel saß und durch die Blätter der hohen Gewächse in den Saal spähte, gingen ihr wunderliche Gedanken durch den Sinn. Sie sah sich als ganz junges Mädchen auf ihrem ersten Ball, den ihre Eltern für sie gegeben hatten, sah sich umringt und umschwärmt, gefeiert und verwöhnt; auch ihre Brosche wurde damals bewundert, sie trug sie zum ersten Mal. Träumend überließ sie sich so der Vergangenheit. Doch da rief die Pflicht, der Tanz begann, hier war keine Zeit zum Träumen. Alles sollte vergangen und vergessen sein.

Und sie spielte wie nie zuvor, sie vergaß, wer, wie und wo sie war, sie spielte nur.

„Alara Barmut!“ rief er plötzlich. „Sie finden mich sehr verändert und alt geworden“, sagte sie ernst.

„Man wird alt“, versuchte der Baron zu scherzen. „Mein einziges Kind ist schon eine kleine Balldame. Aber erzählen Sie mir nur etwas von sich. Ich weiß, gar nichts von Ihnen. Nur, daß Ihre Eltern tot sind.“

Sie berichtete ihm kurz von den vergangenen Jahren, von ihrem ersten Leben. Schweigend hörte er zu, den Blick nachdenklich auf den glänzenden Parkettboden geheftet. Wie einfach und leicht hin sie auch über alles zu sprechen sich bemühte, er fühlte doch, wieviel Not, Kampf und Entbehrung aller Art sich hinter ihren Worten barg.

„Hätte ich jemals geahnt“, sagte er hastig, als sie schwieg und ergriff ihre Hände mit einem festen Druck, „wie gern hätte ich Ihnen geholfen. Ich verlor Sie völlig aus den Augen, als ich die Garnison verließ und las die Nachricht von dem Tode Ihres Vaters in der Zeitung, als ich gerade im Begriff war, mit meiner Frau eine Reise nach dem Orient zu machen. In meinem neuen Wirkungskreise vergaß ich fast meine alten Freunde, ich muß es zu meiner

Schande gestehen. Und so finde ich Sie nun unter solchen Umständen wieder.“

„Es ist ja nicht so schlimm“, Alara versuchte zu lächeln. „Tausende haben es schlechter als ich. Das Leben ist nun einmal ein Kampf für uns alle — unglücklich bin ich wirklich nicht.“

„Aber ich hätte Ihnen doch helfen können. Gott sei Dank, es ist ja noch nicht zu spät!“

„Ich bedarf keiner Hilfe, Herr Baron“, rief sie heftig hervor und wollte ihm den Rücken wenden. Doch er ergriff ihre Hände von

neuem und zwang sie so, zu bleiben und ihm zuzuhören.

„Alara“, sagte er aufgeregt, „lassen Sie mich Ihnen etwas erzählen. Es war einmal ein junger Leutnant, der das Kartenspiel sehr liebte und dabei eines Abends sein ganzes Vermögen verlor — ja, sich auch noch eine Ehrenschuld aufbuden und nichts anderes tun zu können meinte, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Und er hatte auch bereits den Revolver in der Hand. Doch in dem Augenblick, da er ihn abdrücken wollte, kam sein Oberst zu ihm — er sah die Waffe und erriet alles. Aber erriet nicht nur, er half auch. Die Brosche, die Sie heute tragen, gab Ihr Vater als Pfand für mich her und rettete mir so das Leben. Ich mußte ihm schwören, nie wieder eine Karte zu berühren, und diesen Eid habe ich auch gehalten. Bald darauf wurde ich meinem eigenen Wunsch gemäß zu einem anderen Regiment versetzt, lernte dann meine Frau kennen, nahm meinen Abschied und wurde Landwirt. So, nun wissen Sie, was ich Ihrem Vater zu danken habe. Wollen Sie mir nun erlauben, Ihnen ein Bruder zu werden?“

Alaras Augen glänzten feucht, sprechen konnte sie nicht, sie nickte nur. Zudem war die Pause zu Ende, und sie mußte wieder



Vor dem Reichstagsgebäude in Berlin (Seite 400)

ihre Pflicht tun. Das war ihr nun nicht leicht und sie war froh, als der Ball vorüber war. Sie entfernte sich unbemerkt, denn sie wollte dem Baron nicht noch einmal begegnen. Ihr Herz war nun so leicht, als habe sie jeden Kampf ausgekämpft, als sollte das Glück nun auch endlich zu ihr kommen. Und es kam.

Baron Morwig hatte mit Frau Gerb von seiner Freundschaft zu Alaras Vater gesprochen und sich ihre Adresse geben lassen. Am nächsten Tage kam er mit seiner kleinen Tochter zu ihr und bat sie, ihre Beschäftigung aufzugeben. In beredten Worten schilderte er sein einsames, verlassenes Heim auf dem Lande und bat sie an Stelle seiner verstorbenen Frau sein Haus wieder licht und froh zu gestalten, für ihn und seine kleine Tochter.

Klara kämpfte einen harten Kampf — sollte sie ihren Beruf, ihre Selbstständigkeit aufgeben und ihr Heim auf dem Lande aufschlagen? Paßte sie überhaupt für diese Stellung und konnte sie wirklich der kleinen Elsie die Mutter ersetzen? Schweigend saß sie da und sann. Sie mußte nicht, was sie antworten sollte.

Der Baron betrachtete sie aufmerksam und fuhr sich nervös mit der Hand durch den Bart. Er wollte ihr um jeden Preis helfen und hatte geglaubt, die richtige Art getroffen zu haben, doch nun —

Da lief die kleine Elsie plötzlich zu Klara hin, schlang die Arme um ihren Hals und bat: „Liebe Tante Klara, bitte, bitte, komm mit uns, sonst bleibe ich hier bei Dir, und Papa kann allein nach Hause fahren.“

Und Klara drückte das Kind fest an sich und flüsterte:

„Ja, ich komme.“

Klein-Elsie hatte alle ihre Bedenken besiegt, nun erst fühlte sie sich glücklich und deutlich den Weg vorgezeichnet, den sie zu gehen hatte. Das Kind küßte sie jubelnd über das andere Mal, und der Baron drückte zögernd ihre Hand.

„Nun hat die Brosche mich zum zweiten Mal glücklich gemacht“, sagte er innig. „Es muß in diesem Familien-Kleinod eine Zauberkrast liegen, glaubst Du nicht auch, Klara?“

Da sah sie ihn mit feuchten Augen an und sagte leise:

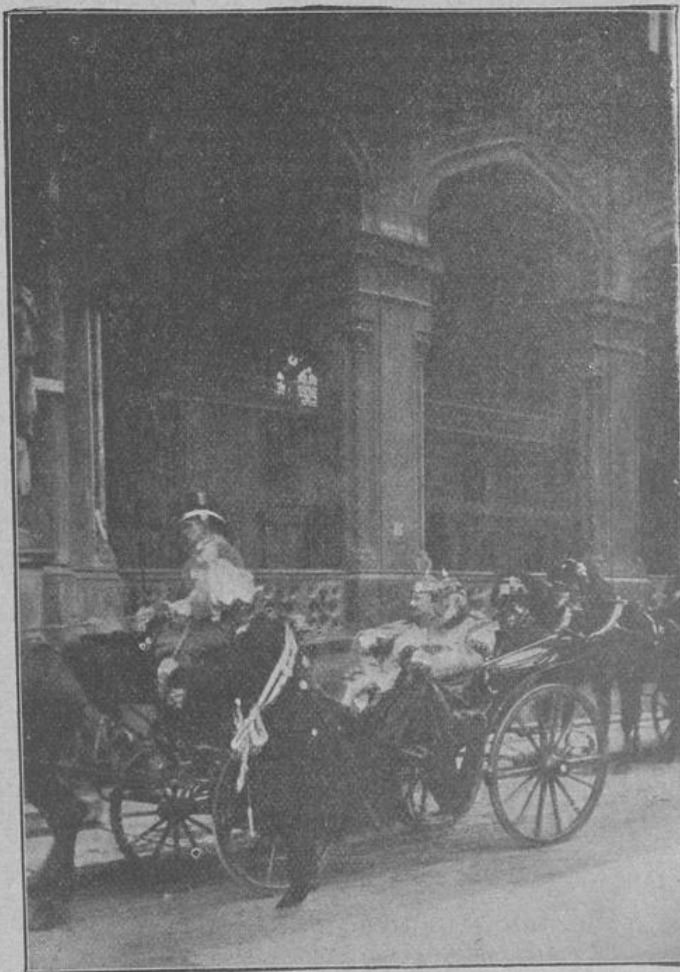
„Der letzte Schmutz brachte mir mein erstes Glück — das ist Segen.“

Und voll Rührung umschlang er sie und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Zu unsern Bildern.

Der älteste Stabsarzt der Armee, Herr Sanitätsrat Dr. Schmidt in Hagen,

hat unlängst sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum gefeiert. Als nachträgliche Guldigung bringen wir das Porträt des Jubilars, eines kernigen und wetterfesten Westfalen, und wünschen ihm, daß er sich



2. Schroeder, 3. Staatssekretär v. Stengel, 4. Auer, 5. v. Kroeher, 6. Staatssekretär v. Posadowsky, 7. Müller-Sagan. Durch die Einführung der Diäten ist auch eine größere Anzahl von Abgeordneten erschienen, die bisher nur selten an den Sitzungen teilnahmen, weil ihre Vermögenslage einen längeren Aufenthalt in Berlin nicht gestattete. Erfreulicherweise zeigt das hohe Haus gegenwärtig aus diesem Grunde ein gegen die früheren Jahre verändertes Bild. Es ist daher wohl zu hoffen, daß nicht wieder die Erledigung wichtigster Reichsgesetze durch beschlußunfähige Häuser unliebsam verzögert wird, wie solches leider schon eine zeitlang zur Regel geworden war.

An die so glanzvoll verlaufenen Kaisertage in München erinnern die beiden folgenden Bilder, Seite 400. Das obere zeigt uns den Empfang des Kaisers durch den Prinzregenten Luitpold von Bayern am Münchener Hauptbahnhof, das untere die Parade der Münchener Garnison, speziell den Vorbeimarsch der bayerischen Dragoner vor dem Kaiser. Auch diese Begegnung hat dazu beigetragen, das Band zwischen Nord und Süd enger zu schlingen. Es hieße Selbsttäuschung treiben, wenn man die Augen vor der Tatsache verschließen wollte, daß es in Bayern noch zahlreiche Kreise gibt, denen das norddeutsche, speziell das preussische Wesen, nichts weniger als sympathisch ist. Jeder Schritt, der sich dazu eignet, solche Vorurteile zu beseitigen, muß deshalb freudig begrüßt werden!

Ueber die Beerdigung der Opfer der Münchener Katastrophe haben wir in der „Dortm. Ztg.“, Morgen-Ausgabe vom letzten Montag, ausführlichen Bericht gegeben. Wenn wir heute drei photographische Aufnahmen von jener erschütternden Trauerfeier reproduzieren, so bleibt jenen Berichten kaum etwas hinzuzufügen.

Nur muß leider gesagt werden, daß die Beerdigung nicht die letzte gewesen ist, sondern daß die unter den Trümmern der Rohrbrückfabrik liegenden Opfer noch der Beisehung harren. Wann diese erfolgen wird, wer vermöchte das zu sagen? Es wird hauptsächlich von dem Fortschreiten der Aufräumarbeiten abhängen. Und ob dabei nicht noch mehr Opfer zu Tage gefördert werden, als man heute annimmt, auch das bleibt vorderhand ungewiß.



Von den Münchener Kaisertagen. Oben: Empfang am Bahnhof; unten: Parade der Münchener Garnison (Seite 400)

kanntlich vor einigen Wochen stattgefunden und unser Photograph den Moment glücklich „getippt“, in welchem eine Anzahl von Staatsbeamten und Parteiführern das Haus verläßt. Es sind: 1. A. Bebel,

Nur eines steht fest: Es müssen die aller sorgsamsten und strengsten Untersuchungen angestellt werden; und wo sich so erhebliche Mengen des gefährlichen Fabrikats befinden, daß sie Menschenleben bedro-



Beerdigung der Opfer der Katastrophe in Annen: Vor dem evangelischen Diakonissenhaus (Seite 400)



Beerdigung der Opfer der Katastrophe in Annen: Vor dem katholischen Marien-Hospital (Seite 400)

hen, da muß die zuständige Behörde mit aller Entschiedenheit einschreiten, damit die Gefahr beseitigt oder auf ein Minimum beschränkt werde. In dieser Beziehung sind die furchtbaren Wirkungen der Annener Katastrophe ein „memento mori“, das hoffentlich nicht ungehört verhallen wird!

Weihnachtshandarbeiten.

Von Erna Richter.

(Nachdruck verboten.)

Draußen ist es kalt und trübe, umso behaglicher aber in dem wohlküh erwärmten und erleuchteten Wohnzimmer, namentlich zur Abendzeit, wenn der Teetisch summt und liebe Gedanken

vorausliegen zum schönsten Fest des Jahres, das wie eine Sonne in die Nacht des dunklen Winters hineinleuchtet. Ist aber die Sorge des Schenkens die reinste Freude und der schönste Genuß, so wird es doch ganz angenehm empfunden, wenn geeignete Rat schläge den oft schwankenden Entschlüssen zu Hilfe kommen. Da trifft es sich besonders gut, daß das Christkind in diesem Winter wieder einmal weibliche Handarbeiten obenan stellt und die Früchte des Fleißes geschickter Frauenhände höher denn je schätzt.

Die Mode und das in der Blüte stehende Kunstgewerbe kann die Handarbeit nicht länger entbehren und hat ihr wieder den alten Ehrenplatz, von dem sie eine kahle, nüchterne Richtung verdrängt hat, eingeeräumt.

Freilich sieht die Handarbeit von heute anders aus, als die vor zwanzig Jahren. Papa hat nicht mehr rätsel hafte Landschaften vor sich, wenn er auf seine Morgenschuhe blickt; Teppiche mit brüllenden Löwen, auf die wir treten sollen, be reiten uns kein Miß behagen mehr und das steifgefüllte Sofaßien mit einem Kranz von Rosen und Bergkristall nicht aus Berliner Wolle um die geist reiche Inschrift „Schlum mere süß“, wird uns nicht mehr zum Wi derspruch reizen. Trotzdem gibt es kein an genehmeres Geschenk als ein modern mon tiertes, modern gearbeitetes und der Ein richtung des Raumes angepaßtes Kissen, auch wenn der Empfänger deren schon eine Region besitzt. Nur muß dasselbe, selbst das einfachste, mit weichem Material, am besten mit Federn oder Daunen gefüllt werden, nur wenn der Ueberzug aus här terem Stoff besteht, darf zur Füllung Ka pok, aber niemals Seegras verwendet wer den. Jede Füllung muß auch erst eine se parate Hülle aus Battist, Satin oder Nan king bekommen, die sich genau nach der Größe des gestickten Ueberzuges richtet. Wir wollen vor allem einige ganz einfach und mit geringen Spezen herzustellende

Arbeiten dieser Art beschreiben, ehe wir zu den mühsameren und kostspieligeren über gehen. Selbst ungeübte Hände werden ein hübsches Kissen aus geblütem Möbelkattun ganz leicht herstellen können, indem sie ver einzelnte Blumen aus dem Dessin mit Goldseidenfaden im Stillsch konturie ren. Am besten eignet sich dazu Kattun mit graugrünem, fraisefarbenem oder schwar zem Grund, lichter Fond ist weniger paß send. Man garniert ein derartiges Kissen mit einem Volant aus einfarbigem Kat tun, der der Hauptfarbe des Musters ent spricht und befestigt die fingerbreit zu säu mende Kante mit drei Goldblitzchen. Die Form der modernen Kissen ist zumeist lang und schmal, zu einer Länge von 50—55

Querstreifen bogig geschnitten ist, und, in ganz schmalen Zwischenräumen den Bogen folgend, mit den schwarzen Coutaches be näht wird. Effektiv und für Kissen und Decken gleich geeignet, ist die reizvolle Perlmutt-Stickerei. Auf orangegeblem, pfauenblauem oder graugrünem Tuch appliziert man links unten in der Ecke ein vierblättriges Niesenkleeblatt aus leuchtend grünem Samt ge schnitten, dessen Ranten dicht mit Perl muttsplittern besetzt werden. Eine Schnur in der Farbe des Tuches oder eine schmale, gleichfarbige Quinge eignet sich am besten als Abschluß der Ränder. Mühsam, aber wenig kostspielig und der neuesten Mode entsprechend ist ein Kissen aus weißem Lei nen mit Flach- und Lückenstickerei, in de ren Mittelpunkt eine gehäkelte Rosette, um geben von einem Lust maschengitter, inkru stiert ist. Da diese Art Kissen à jour und waschbar sind, fertigt man den gestickten Ueberzug separat aus, läßt die obere Längs linie offen, und näht derselben in gleich mäßigen Abständen je drei breite, farbige Bandschleifen an, die sich über den hineinzu schiebenden Futterpol ster zu Maschen ver knüpfen. Der Futter polster wird aus Seide gewählt und muß mit der Farbe der Schleife harmonieren. Ein der artiges Geschenk paßt für ein Schlafzimmer oder für ein Voudoir. Auch Milieus, Tisch läufer und Teetisch decken in dieser Art aus Stickerei und Hä kelei zusammengestellt, sind ganz besonders modern.

Die gehäkelte Spitze spielt in der Hand arbeit überhaupt die vornehmste Rolle, man besetzt beispielsweise auch die neuen Tisch und Kaffeetücher aus Damast, deren Form sich genau den moder nen, achteckigen Tischen anpaßt, mit derselben; Rosen und Rosetten sind auch hier das neueste Motiv. Mit gehäkelten Rosetten garnieren sich auch ganz kleine Decken aus Leinen, die man zur Unterlage von Konfitüren nimmt. Man sieht dann nur die Rosetten, die wie ein Kranz von der Konfektchale herabhängen.

Eines der annehmbarsten Geschenke, die das Christkind der Herrenwelt bringt, ist noch immer die gestickte und gestrickte Weste. Neuheiten dieser Art präsentieren sich aus elefantengrauem, lederfarbenem oder graugrünem Velvet, gestickt mit weißen oder schwarzen Seidentupfen, Spritzern oder winzigen Bomben. Eine Sommerweste aus graublauem Leinen mit Stern chen aus weißer Waschseide, oder aus weißem Leinen mit schwarzen und hochroten Spritzern ist ebenso modern, wie leicht aus führbar. Gestrickte Sportwesten aus leder brauner Schafwolle, mit rotseidenen Tup fen gestickt, werden mit auflegenden Ar



Beerdigung der Opfer der Katastrophe in Annen: Aufnahme am Eingang des evangelischen Friedhofes (Seite 400)

Zentimeter nimmt man gern eine Höhe von 35—40 Zentimeter, den Volant unein gerechnet. Man paßt aber die Größe am besten dem betreffenden Raum an, für Herrenzimmer und Wohnzimmer wird ein Kissen selbstverständlich größer sein, wie für ein Schlafzimmer oder Voudoir. Für einen Salon eignen sich auch kapriziösere For men, da bildet das Kissen oft ein mit der Spitze nach oben gerichtetes Dreieck. Ele gant und leicht ausführbar sind längliche Kissen aus lederfarbenem, graugrünem oder erdbeerfarbenem Leinen, denen ein Querstreifen aus weißem Leinen im oberen Teil aufgenäht ist. Dieser Streifen zeigt einen Irrgang als Zeichnung, die mit schwarzen Seitensoutaches ausgenäht wird. Gar keiner Zeichnung bedarf es, wenn der

Unterlage von Konfitüren nimmt. Man sieht dann nur die Rosetten, die wie ein Kranz von der Konfektchale herabhängen. Eines der annehmbarsten Geschenke, die das Christkind der Herrenwelt bringt, ist noch immer die gestickte und gestrickte Weste. Neuheiten dieser Art präsentieren sich aus elefantengrauem, lederfarbenem oder graugrünem Velvet, gestickt mit weißen oder schwarzen Seidentupfen, Spritzern oder winzigen Bomben. Eine Sommerweste aus graublauem Leinen mit Stern chen aus weißer Waschseide, oder aus weißem Leinen mit schwarzen und hochroten Spritzern ist ebenso modern, wie leicht aus führbar. Gestrickte Sportwesten aus leder brauner Schafwolle, mit rotseidenen Tup fen gestickt, werden mit auflegenden Ar

meß ausgestattet, grünwollene Jagdwesten durch kleine, gestricke Aufschläge mit Taschen versehen. Aus weicher Dunawolle wissen fleißige Hände lange Halschärpen für den Eislaufplatz und als Kragenschoner für junge Herren anzufertigen, sowie für Badfische glodige Ballkapes, durch deren durchbrochenen Halsrand sich ein weißes Seidenband zieht. Dem Badfische wird auch eine gehäkelte Boa aus schneeeiger Straußenwolle hochwillkommen sein und Babys Mama wird ein Wickelband aus hellblauen Taffet sehr erfreuen, wenn in dasselbe winzige Rosenknospen verstreut eingestickt sind. Man füttert die Stiderei mit einem gleichfarbigen Seidenband ab und garniert die Ränder mit Spitzen und näht an die Enden breite, glatte Seidenbänder an. Zum Schluß sollen noch die neuartigen, mit Bändchensticker ge schmückten Stores Erwähnung finden. Dieselben werden aus cremefarbenen Kongreß hergestellt, auf welchen mit goldgelben Bändchen, die nur einen Zentimeter Breite haben, verstreute Margueriten mit Stengel und Blätter aus grüner Filosofseide gestickt werden. Der untere Rand des Stores wird in Bogen geschnitten, aber nicht gesäumt, sondern etwa 15 Zentimeter breit Reihe an Reihe mit den schmalen Bändchen benäht, durch deren oberen Rand ein eingewebter Faden führt, mittels welchen dieselben leicht einzureihen sind. Der originelle Abichluß gleicht dann einer bogigen, dichten Rüsche.

De Dergelift un de Balgentriär.

(Nicht nochdrücken.)

Mien Grootvaar hadde de Redensart: „Dat hooge Amt in Ehren — over me sall of de kleinen Pöfkes nich mienächtig behanneln.“ Et liggt ne deiwe Woerheit in diesem Wort, wann et of Lue gift, de dat nich in seihn wellt. Et hewwe viell in ollen Geschichtenbeikern gelosen un dobi gefunden, dat uße Gargott nich immer met dem gröttsten Amt of den gröttsten Verstand utgedeilt het. Unner de bescheidene Kappe sitt sake mehr Klauheit as unner em hochnässten Berlinderhaut, un et looet Kösters rüm, de in de hillige Schrift grade so godd oder noch beeter Bescheed wietet as de Pastor ferwes.

Do was in Dingeskerten fröher de Dergelift Klinkermann. Et well öwer den Mann nix seggen. He verstonn sien Instrumente te spielen, dat et ne wöhre Freide was. Ower wat mi an Klinkermann nich gefallen woll, dat was siene Dicknäsdikeit. Affunners op den Balgentriär Plattfaut seef he so mienächtig runner, as wann he seggen woll: wat hüß Du doch för en unnödig Stück Flesch tiegen mi!

Plattfaut was en goddmeidig Menschenkind. He merkte nix van dem alwernen Stolt un freite sich allemol, wann he un Klinkermann am Sunndag morgen schön gespielt hadden. Ower eenes Dages was ehme doch düttlich geworen, dat de Dergelift ehme as dat siefte Rad am Wagen estimeerte.

De Kerke was ut. Klinkermann hadde dat Notenbunt taugelappt un woll de kleine Wendeltrappe runnergoh, as Plattfaut ächter ehme herstolperte un ehme met den Worden „Vandage hewwet wi öwer prächtig gespielt, Här Klinkermann“, so recht trüherig op de Schuller kloppete.

„Wie meinen Sie?“ freig de Dergelift höhnisch.

„Et meine, dat wi beide vandage prächtig gespielt hadden!“ gaff Plattfaut ohne Arg trügge.

„Wir beiden?“ Klinkermann seef den Balgentriär met em Blick an, de so viell bedüden soll, as: Du armseligen

Worm! „Wir beiden? Ich glaube fast, Ihnen fehlt's hier oben!“ Dobi tippte de Dergelift sich an de Steern, drahte sich um un leit Plattfaut verbiestert op de Wendeltrappe stohn.

Diese Behanlung was bitter för den ollen trüen Balgentriär. Bis nu hen hadde he still tofreen gemeint, dat he un Klinkermann dat Dergelspiellen besorgten. Domet was et nu alle. Klinkermann hadde ehme flor genau gemacht, dat de Balgentriär woll en Amt un viell suere Arbeit, ower keine Nummer hewwen soll. Dat gong ehme as en Maikawel den ganzen Sunndag un de ganze Weeke im Kopp rüm.

„Na wachte, Klinkermann“, sagga he antleste met Galgenhumor, „wi beiden sin noch nich seddig metenanner!“ Dobi betonte he dat „wi beiden“ so grimmig, as wann he sich un dem Dümel siene Bekömme domet meinde.

Et was wter Sunndag. De Klocken luden tom twedden Mol. Pastor Lüdemann was all in de Zakristei gegohn, um sich Taler un Bäckfen ämtedauhn. De Goddesdienst noch also losgoh. Klinkermann sat, noch um en Stried hochnässter as süß, op sienen Dergeliftentauhl un wißede an sienen güllenen Knieper rüm, as wann van dem Wißchen de ewige Seligkeit van ganz Dingeskerten shöng. Plattfaut hude de bescheiden ächter de Dergel un gaff acht op siene Balgen. In sienen Gesicht molten sich Demant un Frömmigkeit. We sich öwer op Füßnomis verstonn, de konn rufinnen, dat de Demant un de Frömmigkeit in Plattfauts Gesicht van Dage noch en Kompaßung gefreogen hadden. Un dat was de Bosheit. Plattfaut hadde en schwarzen Plan utgebrott un de Schatten van diesen Plan teefente sich in sienen Gesichte af.

Op dem kleinen Töfelen tiegen de Kangel stonnen, met Kreide schön gemolt, de Nummern sief un sekuntwintig. De Buren hadden Nummer sief all in ehrem Gesangbunt opgeschlagen. Klinkermann horte met Wißchen op, satte den Knieper torecht un gaff sich ant Vorspiell. Et was ne wunnerhöbne Melodie, so recht passend to dem Choral: „Wie schön leucht uns der Morgenstern“, un de Gemeinde horte andachtsvull tau.

De Andacht sollde öwer keinen langen Bestand hewwen. Grade as Klinkermann so recht in sienen Element was un met Macht van dem Vorspiell to Nummer sief öwerledden woll, gaff dat in de Dergel en Gequale un en Gequarre, as wenn do en Asthmatischer drin sat.

„Tüht — tüht — rrrr — rrrh — pf — phlt — tüht!“ sagga dat un dann was met em Mol alles still.

Pastor Lüdemann wendete noch de Dergel rop, ower Klinkermann tuckete met de Schüllern. He wuß sich nich to helpen. De Schweet leip ehme am Kopp runner. De Gemeinde worde unruhig un de mehrsten blaarten gelangwielt im Gesangbunt rüm. As de Not am höchsten un de Dergelift mangs am vertwiefeln was, trock ehme wat van ächten an de Büxenpiepen, un as he sich umkeef, was et de Balgentriär, de op allen Beeren um de Dergel rümgelropen was. Demant un Frömmigkeit wassen op sienen Gesicht nich meh to seihn. Doför mol sich de Bosheit um so bredder. Un met ne wahre Düwelsbosheit freig Plattfaut:

„Na, Här Klinkermann, wu es et? Sölt wi beiden noch es en betken widder spielen oder geht et ohne miene Hölpe?“

Nu wuß Klinkermann, wovan de Dergel dat Asthma gekriegen hadde.

„Spielen Sie, spielen Sie!“ flüsterte he, ganz siene musikalische Würde uter Acht lotend, „ums Himmels willen,

spielen Sie, lieber Plattfaut; sonst ist unsere Reputation verloren.“

Un Plattfaut spielte. He forgete doför, dat de Dergel wier Vocht kreeg un dat Klinkermann van Vorspiell op den egentlichen Kantus kommen konn. De Choral „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ es in Dingeskerten noch nich eenmol wier so gewaltig gespielt woren, as an diesen Sunndag. Un doran was de däftige Methölpe van Plattfaut schuld.

Klinkermann was van sienen Stolt kureert. Wann de Balgentriär wier es mol meinde, „Här Klinkermann, vandage hewwet wi beide öwer prächtig gespielt“, dann gaff he klein bi un nuckete met em Kopp. He hadde in seihn gelährt, dat of de beste Dergeliste nix maken kann, wann de Balgentriär nich well.

Dorüm segga et met mienem Grootvaar: „Dat hooge Amt in Ehren; ower me sall of de kleinen Pöfkes nich mienächtig behanneln.“ Dat gelt nich blos för de Dergelisten; nee wat, et gift of süß noch mankerlei Amts- un Standesperjonen, de sich do en Schnuffdank dran nehmen könn. Un dat es of de Grund, worüm et de Geschichte vertallt hewwe. We dran rufen well, de mag dran rufen! oder as Schauhäcker Peddroht te seggen plegt: „Wem de Hölchen päßt, de mag en antrecken!“

Der älteste Obstbaum Deutschlands?

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Bezugnehmend auf den Bericht in dem Unterhaltungsblatt zur „Dortmunder Zeitung“ vom 25. November 1906 (Nr. 48) betreffend „der älteste Obstbaum Deutschlands“ erwidere ich folgendes: Es steht ein Birnbaum in dem Baumhose des Gutsbesizers Dieder. Nabelt zu Wiedede-Aseln, Landkreis Dortmund, über dessen Begebenheit ich nachstehendes unterbreite: Der Baum ist ca. 25 Meter hoch, mißt in seinem Umfange am Fuß 4,38 Meter, an der Gabelung der Hauptäste bei einer dort vorhandenen Höhe von 3 Meter nicht weniger als 3,45 Meter. Dieser Baum trägt noch alljährlich Früchte. Er wird von dem Besitzer auf mindestens 450—500 Jahre geschätzt. Hochachtend Friedr. Kemper.

Rätsel.

An der Berge höchsten Rändern
Kann man mich erblicken.
Mancher pflegt mich festgewandern
Kunstvoll anzusticken.

Wolken schmück' ich, zwar nicht immer,
Aber doch zuweilen,
Wenn der Sonne letzter Schimmer
Will zur Ruhe eilen.

Kapitelrätsel.

Gastein, Maus, Geist, Führer, Verlust,
Gleichnis, Riste, Unbesonnenheit, Serbien,
Halskette, Weintraube, Fetisch,
Mutter, Prolog, Abzeß.

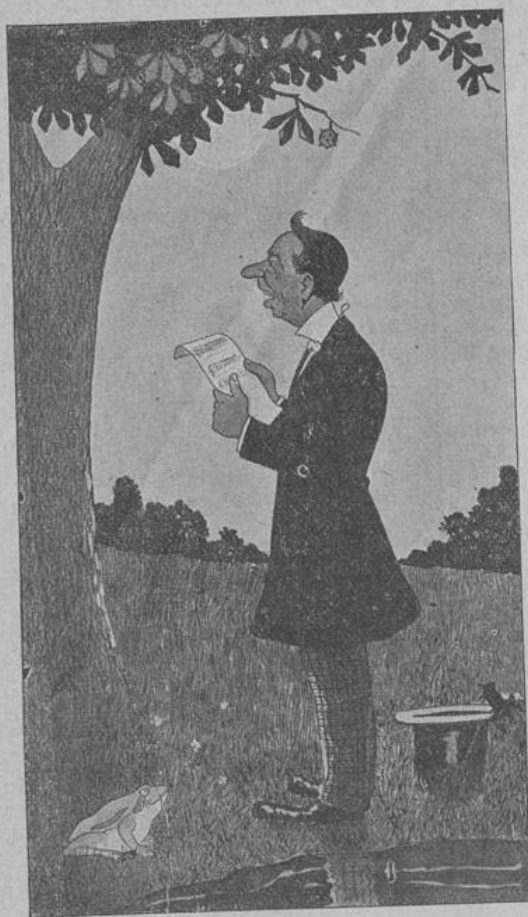
Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben in vorstehenden Wörtern versteckt sind ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen von Nr. 49:

des Homonyms: Ofen.
der zweifelhigen Charade: Fallschirm.
des Rätsel-Sonetts: Eichenbach.
des Logographs: Base, Gase, Nase,
Base, Dase.

—+ Treie Liebe. +—
A sächsisches Boesiegedicht.



A Jüngling liebt ä Mädchen heef;
Doch um se ze erringen,
Soll er ihr — andersch dhud se's nicht —
Vorerschd ä Ständchen bringen.

Se denken wohl, herrjemersch nee,
Des is doch reen zum Lachen;
Wenn weiter nichts das Freilein will,
Des kann er doch leicht machen.

Und doch verzweifelt schon an der
Erringung seines Glücks er,
Weil er bei jedem hohen Ton
Macht jedesmal an Gickser.

Nu ibt mit unverdroß'nem Mut
Er jeden Dag aufs neie,
Ob er das Gicksen nich bezwingt;
Das heefst man wärflich Treie.

Und bringt er'sch fertich, dann schteht ihm
Sei Lieweshimmel offen.
Ob es dem Jüngling wohl gelingt?
Mer woll'n das beste hoffen.

Gg. St.

Wk

Unterschied.

Frau Hauptmann: „Sie werden sich doch mit dem Burschen des Herrn vertragen?“

Dienstmädchen: „Aber natürlich. Meine vorige Herrschaft hat mich sogar entlassen, weil ich mich mit dem Burschen zu gut vertragen habe.“



Aus der Instruktionskunde.

Unteroffizier: „Müller, weshalb müssen Sie vor Ihrem Vorgesetzten Honneur machen?“

Rekrut: „Damit ich nicht ins Loch fliege!“

Angemessen.



Hausfrau: „So eine Frechheit! Auf Ihre Rechnung schreibt der Schuster ‚Hochwohlgeboren‘ und auf unsere ‚Wohlgeboren‘!“

Dienstmädchen: „Ja, wissen Sie, Madame, ich bezahle meine Rechnungen aber auch immer gleich!“